

BIELEFELDER ARBEITEN ZUR SOZIALPSYCHOLOGIE

Psychologische Forschungsberichte,
herausgegeben von Hans D. Mummendey
Universität Bielefeld

Nr.182

(Mai 1997)

Ina Grau

Ähnlichkeit oder Komplementarität in der Partnerschaft - wer mit wem?

Zusammenfassung

Während in der Sozialpsychologie in der Regel Ähnlichkeiten zwischen Partnern festgestellt werden, wird in der klinischen Praxis häufig Komplementarität betont, die sich in Nähe-Distanz-Konflikten äußert. Die Bindungstheorie von Bowlby liefert eine theoretische Erklärung für das Auftreten von Nähe-Distanz-Konflikten. Es wird zwischen sicheren, ängstlich-ambivalenten, gleichgültig-vermeidenden und ängstlich-vermeidenden Personen unterschieden. Es wird gezeigt, daß sich Männer und Frauen eines Paares überzufällig in der Bindungssicherheit ähneln. Bei unsicheren Paaren besteht Komplementarität in dem Sinne, daß ängstlich-ambivalente und gleichgültig-vermeidende oft ein Paar bilden. Diese Konstellation macht das Auftreten von Nähe-Distanz-Konflikten wahrscheinlich, da der ängstliche Partner sich regelmäßig zurückgewiesen fühlt und der vermeidende sich zurückweisend verhält.

Die Frage, ob Gleich und Gleich sich gern gesellt oder ob Gegensätze sich anziehen, stellt man sich schon lange. Sozial- und Tiefenpsychologie geben darauf unterschiedliche Antworten. In sozialpsychologischen Studien konnte bisher stets nur der Satz „Gleich und Gleich gesellt sich gern“ bestätigt werden. Nicht nur wurde Ähnlichkeit innerhalb von Paaren festgestellt, ähnliche Paare sind auch zufriedener und haben stabilere Partnerschaften als unähnliche. Merkmale, in denen sich echte Paare ähnlicher sind als Zufallspaare, betreffen die physische Attraktivität (Price & Vandenberg, 1979; White, 1980), das Alter, den sozioökonomischen Status, die Bildung und andere demographische Variablen (Kandel, 1978), Werte und Interessen (Johnson, 1989), sozial-kognitive Kompetenzen (Burleson & Denton, 1992) und Einstellungen (Kandel, 1978). Ob damit tatsächlich eine selektive Auswahl nach dem Kriterium der Ähnlichkeit verbunden ist, kann aufgrund dieser Ergebnisse nicht entschieden werden. Die Chance, einen Partner kennenzulernen, ist in der gleichen sozialen und beruflichen Schicht und bei räumlicher Nähe am größten: Interessengleichheit kann schon daher zustandekommen, daß viele ihren Partner bei der Arbeit oder bei der Ausübung eines Hobbies kennenlernen (Mikula & Stroebe, 1991).

Darüber hinaus wurde festgestellt, daß ähnliche Personen sich mehr mögen als unähnliche. Die Ähnlichkeit bezieht sich häufig auf Einstellungen (Byrne & Nelson, 1965; Griffitt & Veitch, 1974; Condon & Crano, 1988; Porwal & Jain, 1985), aber auch auf Interessen (Davis, 1981), sozial-kognitive Fertigkeiten (Burleson & Denton, 1992), kognitive Komplexität (Neimeyer & Neimeyer, 1983), Extraversion und Introversion (Suman & Sethi, 1985), Typ A und Typ B - Verhalten (Berrenberg, et al., 1987) und Aussehen (Murstein, 1972; White, 1980; Cash & Derlega, 1978). Der Großteil dieser Studien bezieht sich allerdings auf fiktive Zielpersonen oder Personen, die sich zu Beginn des Experiments erst kennenlernen. Teilweise wurden jedoch auch (Ehe-) Paare untersucht (Burleson & Denton, 1992; Hassebrauck, 1990; Vinacke et al., 1988; Antill, 1983).

Es werden verschiedene Erklärungen für den positiven Zusammenhang zwischen Einstellungsähnlichkeit und Mögen geboten. Byrne (1971) betont die verstärkende Wirkung von Ähnlichkeit. Da Einstellungen nicht objektiv sind, bestätigt eine andere Person durch dieselbe Einstellung deren Richtigkeit und wirkt so belohnend. Auch in anderen Bereichen kann Ähnlichkeit belohnend sein: Ähnliche Interessen und Hobbys können belohnend wirken, weil sie gemeinsame Aktivitäten ermöglichen. Rosenbaum (1986a, 1986b) betont dagegen, daß Unähnlichkeit zu einer Zurückweisung führt. Burleson und Denton (1992) begründen die attraktionsfördernde Wirkung von Ähnlichkeit damit, daß sie erfreuliche Interaktionen fördert, ohne daß einem die Ähnlichkeit bewußt sein muß.

Dagegen wurden in der sozialpsychologischen Forschung kaum Hinweise darauf gefunden, daß sich Gegensätze anziehen. Die Theorie der komplementären Bedürfnisse von Winch (1958) besagt, daß sich Partner aufgrund komplementärer Bedürfnisse wie zum Beispiel Dominanz-Unterordnung oder Fürsorglichkeit-Fürsorgebedürfnis einander zuwenden und auf dieser Basis glücklicher sind als andere Paare. Diese Theorie konnte nicht empirisch belegt werden. Möglicherweise kann man diese Komplementarität nachweisen, indem man Extremfälle befragt respektive gestörte Paare, dazu später mehr. Nur im Bereich von Geschlechtsrollenorientierung gibt es Hinweise auf Komplementarität (D'Agostino & Day, 1991; Seyfried & Hendrick, 1973). In Laborstudien mit fiktiven Fremden wurde gezeigt, daß Männer, die selbst eine männliche Geschlechtsrollenorientierung haben, weiblich orientierte Frauen mögen und umgekehrt. In anderen Studien wurden aber keine entsprechenden Effekte (McCutcheon, 1988) oder sogar gegenteilige Effekte aufgezeigt (Antill, 1983).

In der tiefenpsychologischen Literatur wird dagegen oft von gegensätzlichen Paaren berichtet. Der Unterschied in der Forschungsstrategie liegt einerseits darin, daß meist über Einzelfälle berichtet wird. Denkbar wäre, daß ein Paar sich in Merkmal a unterscheidet, ein anderes in Merkmal b usw., eine große Stichprobe jedoch aufgrund der Mehrheit der ähnlichen Partner Ähnlichkeit in Merkmal a, b usw. aufweist. Das würde bedeuten, daß in großen Stichproben unausgelesener „Normalpersonen“ Ähnlichkeiten dominant sind, aber in jeder untersuchten Variable einige Paare gegensätzlich sind, die mit den Auswertungsmethoden nicht aufgefunden werden. Besonders bei

außerhalb der Norm liegenden Verhaltensweisen sind Gegensätzlichkeiten zu vermuten. Diese sind mit Gelegenheitsstichproben wegen der Übermacht der "Normalen" schwer nachzuweisen.

Ein anderer Unterschied besteht darin, daß Psychoanalytiker häufig aus ihrer klinischen Praxis berichten, d.h. ihre Beobachtungen stammen von gestörten Paaren. Daraus ergibt sich die Hypothese, daß bei seelisch gesunden Paaren Ähnlichkeit vorherrscht und bei problembelasteten Paaren Komplementarität. Selbst wenn sich ein Paar in 9 von 10 Themen einig ist, wird vermutlich das eine Thema, in dem Verschiedenheit herrscht, dasjenige sein, das mit Konflikten verbunden ist, so daß das Paar seinem Therapeuten bevorzugt von seinen Verschiedenheiten berichtet. Als Ursache für die gehäufte Berichterstattung über Komplementaritäten kommt 1. infrage, daß sich bei gestörten Personen Gegensätze anziehen und 2. daß Gegensätze, die während der Partnerschaft entstehen, zu Störungen führen.

Die Anziehung verschiedener Partner aufgrund von bereits vorher vorhandenen Merkmalen wird in einer der wenigen sozialpsychologischen Studien, die einen Hinweis auf Verschiedenheit zwischen Partnern geben, thematisiert. Komplementarität kann verstanden werden als Wahl eines Partners, der wünschenswerte Eigenschaften besitzt, die man selbst nicht hat. Mathes & Moore (1985) wiesen nach, daß eine fiktive Person des anderen Geschlechts dann gemocht wird, wenn deren Eigenschaften dem Ich-Ideal der Versuchsperson entsprechen. Nur wenn das eigene Selbstbild dem eigenen Ich-Ideal entspricht, resultiert ein Zusammenhang zwischen realer Ähnlichkeit und Attraktion.

Besonders bei Personen mit niedrigem Selbstwertgefühl hängt das romantische Interesse für einen Partner nicht von der Ähnlichkeit mit den eigenen Merkmalen ab, sondern von der Ähnlichkeit mit dem Ich-Ideal. Nur Menschen, die mit ihren eigenen Persönlichkeitsmerkmalen zufrieden sind, interessieren sich für Partner mit ähnlichen Eigenschaften. Mit realen Freundschaftsbeziehungen wurde dieses Ergebnis von LaPrelle et al. (1990) bestätigt. Mit Freundschaft und Mögen geht die Ähnlichkeit der Zielperson mit dem Ich-Ideal einher in Eigenschaften wie Erfolg, Toleranz, Schüchternheit, Intelligenz, Attraktivität u.a. Auch dies kann als Hinweis darauf betrachtet werden, daß Ähnlichkeit bei gesunden und Unähnlichkeit bei problembelasteten Paaren auftritt.

Bei Riemann (1986) heißt es, daß depressiv und schizoid orientierte Personen gegensätzlich sind und sich anziehen. Depressive haben eine tief verwurzelte Angst vor Autonomie und Trennung, während Schizoide starke Bindungsängste zeigen sowie Bedenken, in Beziehungen ihre persönliche Freiheit und Selbstbestimmung aufzugeben. Ähnlich verhält es sich mit zwanghaften und hysterischen Personen. Damit sind nicht ausschließlich Neurotiker gemeint, jeder Mensch ließe sich an irgendeinem Punkt auf dem Kontinuum Depressivität - Schizoidie und Zwanghaftigkeit - Hysterie einordnen. Krankhaft werden die Merkmale erst im Extrem.

Auch Willi (1975) betont, daß Partnerschaften nur dann neurotisch werden, wenn komplementäre Verhaltensweisen ins Extreme fallen bzw. wenn keine Rollenflexibilität vorhanden ist. Er beschreibt eine häufig beobachtbare Ungleichheit der Paare in der äußerlich beobachtbaren Macht. Einer der Partner scheint für andere sichtbar die meisten Entscheidungen zu treffen, mehr zu reden und sich mehr darzustellen (progressiv), während der andere Partner als untergeordnet und kindhafter erscheint (regressiv). Der regressive Partner wirkt abhängiger von der Partnerschaft, mehr auf den Partner orientiert und sucht die Nähe des Partners, während der progressive selbständiger erscheint und Distanz sucht. Es besteht ein Ungleichgewicht im Selbstwertgefühl.

Weitere Beziehungsthemen, die die Entwicklung von Unausgewogenheit begünstigen, sind Selbstaufgabe und Individualität, Umsorgen und sich umsorgen lassen, Führung und passive Abhängigkeit sowie Bewunderung und Darstellung als männlich stark. Willi gibt ein Beispiel, wie sich ein Konflikt zwischen Autonomiebestreben und Trennungsangst darstellt und verfestigt:

"Der eine agiert Autonomie zum Beispiel in einer außerehelichen Beziehung. Er drängt damit den Partner in die Defensive, weil dieser sich jetzt allein verantwortlich für die Aufrechterhaltung der Beziehung fühlt. Dieser agiert Trennungsängste in Form von Eifersucht, verfolgt den Partner in seiner Untreue, kontrolliert ihn und versucht ihn zur Treue zu verpflichten. Je mehr er nun den

Partner eifersüchtig verfolgt, um so mehr fühlt dieser sich gedrängt, Autonomie zu beweisen, indem er wegstrebt und sich nicht verpflichten läßt. Je mehr der andere wegstrebt, umso mehr versucht der Eifersüchtige ihn als Besitz zu beanspruchen und ganz in Beschlag zu nehmen. So verstärken die Partner gegenseitig ihre Verhaltensweisen. Der eine sagt: 'Ich bin nur so eifersüchtig, weil du so untreu bist', der andere: 'Ich bin nur so untreu, weil du so eifersüchtig bist'" (Willi, 1975, S. 129). Eigene Emanzipationswünsche verdrängt der Eifersüchtige, ebenso wie der Untreue eigene Trennungswünsche verdrängt. Zum gleichen Ergebnis kommt Scarf (1989), die das Verhältnis von Autonomie und Nähe als Grundkonflikt in der Partnerschaft bezeichnet. Ein Partner spielt die Rolle des Nähesuchenden, der andere die des Distanzsuchenden, keinem sind die gegenteiligen eigenen Bedürfnisse bewußt. Der innerpsychische Konflikt (jeder wünscht sich Autonomie und Nähe) wird als interpersonales Problem ausgelebt. Seelisch gesunde Paare dagegen erkennen ihre Ambivalenz und müssen den Wunsch des Partners, etwas allein zu unternehmen, nicht mehr als gegen die Beziehung gerichtetes Verhalten interpretieren. Man wählt den Partner, bei dem man in eine vertraute Situation gerät, man läßt ungelöste Konflikte aus der Kindheit in der Beziehung wieder aufleben, in der Hoffnung, sie in der Partnerschaft zu lösen. Menschen wählen Partner auf der gleichen Entwicklungsstufe, die das gleiche Thema bearbeiten, auch wenn sich das Verhalten im Alltag komplementär auswirkt. "Gleichheits- und Gegensätzlichkeitshypothese müssen sich nicht ausschließen, weil es sich ja um polare Gegensätze bezüglich des Gleichen handeln kann. Die beiden Sprichworte lassen sich zu einem legieren: 'Gegensätzlichkeiten von Gleichen ziehen sich an'" (Willi, 1975, S. 180).

Während Riemann die Bedeutung der Persönlichkeitsstruktur betont, die bereits bestand, bevor die Partnerschaft begann, beschreibt Willi neben dem Aspekt der gezielten Partnerwahl auch den Entstehungsprozeß von Komplementarität in der Partnerschaft und die Veränderbarkeit bzw. Therapierbarkeit starrer komplementärer Rollen, die die Partner übernommen haben. "Vielmehr vollzieht sich die Paarbildung als Anpassungsprozeß, der bei beiden Partnern zu einer Umschichtung von latenten und manifesten Persönlichkeitsmerkmalen führen kann" (Willi, 1975, S. 184).

Komplementäres Verhalten in der Partnerschaft wird also häufig anhand des Strebens nach Nähe oder Distanz beschrieben. Sowohl Riemann als auch Willi gehen davon aus, daß sich Partner eines Paares unter bestimmten Bedingungen gerade in diesem Verhalten voneinander unterscheiden. Willi spricht dem nach Distanz strebenden Partner außerdem eine größere Macht innerhalb der Partnerschaft zu.

Ein ähnliches Konzept vertreten Delis & Phillips (1992). Wenn ein Partner sich eine Zeitlang vom anderen Partner zurückzieht, kann der andere Partner seine Bemühungen nach Nähe verstärken. Gibt der nach Nähe strebende Partner seine Bemühungen auf, weil sie keinen Erfolg haben, kann der andere Partner sein Verhalten umkehren usw. In den meisten Beziehungen kennt jeder beide Rollen. In einigen Beziehungen polarisieren sich die Standpunkte jedoch soweit, daß einer nur noch Nähe und der andere nur noch Distanz sucht. Delis & Phillips (1992) nennen den Nähesuchenden den Unterlegenen und den Distanzsuchenden den Überlegenen. Der Unterlegene liebt mehr bzw. investiert emotional mehr, und je mehr er liebt, desto weniger liebt der andere. Der Grund dafür ist der, daß "das Gefühl, verliebt zu sein, biochemisch mit dem Gefühl, keine Kontrolle mehr zu haben, verbunden ist" (Delis & Phillips, 1992, S. 21). Der Überlegene gewinnt durch das starke Verliebtsein des Unterlegenen den Eindruck, daß dieser ihm sicher ist, was seine Leidenschaft verringert. Er beginnt, sich zurückweisend zu verhalten. Der Unterlegene spürt diese Zurückweisung und wird nur noch leidenschaftlicher usw.

Delis & Phillips unterscheiden dispositionale und lebensgeschichtliche Ursachen für eine solche Polarität:

1. Störungen des Gleichgewichts in der Anziehungskraft: Der weniger attraktive oder intelligente Partner beginnt um den Bestand der Beziehung zu fürchten und gerät leichter in die Rolle des Unterlegenen.¹

2. Lebensereignisse: Wenn die Partner umziehen, heiraten, eine Arbeitsstelle bekommen oder verlieren, Kinder bekommen oder pflegebedürftige Verwandte in den Haushalt aufnehmen, kann sich eine vorher stabile Partnerschaft ins Ungleichgewicht verschieben, z.B. gerät eine Hausfrau, die durch den Auszug der Kinder wesentliche Aufgaben verloren hat, leicht in die unterlegene Position.

3. Geschlecht: Die weibliche Geschlechtsrolle beinhaltet Passivität, Unterwürfigkeit und emotionale sowie finanzielle Abhängigkeit, die männliche Führungsqualitäten, Aggressivität, Unabhängigkeit, Dominanz, die Ernährerrolle in der Familie und häufig die Entscheidungsmacht über das Familieneinkommen. Frauen, die die traditionelle Rolle ausfüllen, sind häufig unterlegen, weil Unterwürfigkeit allein schon ein Merkmal des Unterlegenen ist und weil erfolgreiche Berufstätigkeit als ein Merkmal für Anziehungskraft gilt.

4. Persönlichkeit: Eine Person, die zum Einzelgängertum neigt, ist zur Position des Überlegenen prädestiniert, da sie gut alleine zurechtkommt und große Nähebedürfnisse des Partners zurückweist. Die Bereitschaft zur Unterordnung ist ein Beispiel für ein Persönlichkeitsmerkmal, das zur Unterlegenheit prädestiniert.

Diese Überlegungen sind mit der Bindungstheorie von Bowlby (1975, 1976, 1983) vereinbar. Diese Theorie entstammt der psychoanalytischen Tradition, d.h. sie betont die Bedeutung von Erfahrungen in der frühen Kindheit für das spätere Verhalten und Erleben in Beziehungen Erwachsener. Sie weicht aber in wichtigen Punkten von der traditionellen Psychoanalyse ab:

1. Zum einen ist die Bindungstheorie auch eine soziobiologische Theorie. Das Bindungsverhalten, also jedes Verhalten, das die Nähe einer anderen Person zur Folge hat, wird als angeborenes instinktives Verhalten betrachtet, das in Situationen von Gefahr, Angst, Trauer oder Streß aktiviert wird, mit der biologischen Funktion des Schutzes vor Gefahren. Es wird von der Bindungsfigur (Mutter) mit Fürsorgeverhalten beantwortet. Bindungsverhalten führt zur Herausbildung gefühlsmäßiger Bindungen ursprünglich zwischen Kind und Elternteil und später zwischen Erwachsenen. Bei Erwachsenen besteht die biologische Funktion der Bindung in der Aufrechterhaltung der Partnerschaft, so daß die Nachkommen gemeinsam aufgezogen werden können.

2. Die Bindungstheorie geht davon aus, daß die Entwicklung zur Beziehungsfähigkeit nicht auf die frühe Kindheit beschränkt ist, sondern daß auch Einflüsse im Jugendalter wirksam sind. Prinzipiell können aber auch Erfahrungen in der aktuellen Partnerschaft in jedem Lebensalter modifizierend auf die Bindungssicherheit einwirken, allerdings ist es dann relativ schwer, stabile Muster zu durchbrechen.

3. Bindungsverhalten bei Erwachsenen wird im Gegensatz zur traditionellen Psychoanalyse nicht als Regression, sondern als normales Verhalten betrachtet. Störungen können sein die allzu leichte Auslösung von Bindungsverhalten (Ängstlichkeit) und ein teilweises oder völliges Aufgeben des Bindungsverhaltens.

In mehreren Untersuchungen mit der sog. „Fremden Situation“ (Ainsworth et al., 1978), in der Kinder mehrmals von der Mutter getrennt und wieder mit ihr zusammengeführt werden, wurden sichere (ca. 60%), ängstlich-ambivalente und vermeidende Kinder unterschieden. Die sicheren Kinder waren traurig beim Weggang der Mutter, aber ließen sich nach deren Rückkehr von ihr rasch trösten. Die ängstlich-ambivalenten zeigten besonders starke Streßreaktionen bei der

¹ Damit definieren Delis & Phillips (1992) den Begriff Unterlegenheit umgekehrt wie die Equity-Theoretiker, die den weniger attraktiven Partner als überlegen (overbenefitted) bezeichnen, da er weniger in die Beziehung einbringt. Beachtet man jedoch, daß die attraktivere Person ihre Attraktivität nicht dem Partner *gibt*, sondern selbst am meisten davon hat, wird deutlich, daß der weniger attraktive, beliebte, intelligente Partner sich in der schlechteren Situation befindet.

Trennung, verhielten sich aber nach der Rückkehr der Mutter verärgert, während die vermeidenden ihre Streßreaktionen nicht zeigten und sich von der Mutter abwendeten. Mit diesen verschiedenen Bindungsstilen ging feinfühliges Verhalten der Mutter bei sicheren Kindern einher, inkonsistentes bei ängstlichen und zurückweisendes Verhalten bei Müttern von vermeidenden Kindern. In weiteren Studien wurden auch Kinder mit desorganisiertem Verhalten gefunden, die bizarre Verhaltensweisen zeigten, wie Annäherung mit abgewendetem Kopf (Main et al., 1985; Fremmer-Bombik, 1987).

Eine Kernaussage der Bindungstheorie besteht darin, daß die aus den Erfahrungen mit der Hauptbezugsperson entwickelten Bindungsstile stabil sind, weil das Kind lernt, wie Bindungspersonen reagieren (z.B. mit Zurückweisung), und sich später danach verhält (z.B. durch Aufgeben des Versuchs, Trost zu erhalten). Ebenfalls lernt das Kind über das Verhalten der Bezugsperson etwas über sich selbst, insbesondere ob es liebenswert ist. Diese Vorstellungen von sich selbst und anderen (mentale Modelle) steuern das Verhalten in Situationen mit späteren Kontaktpersonen. Wenn ein Erwachsener der Meinung ist, daß andere nicht mit Zuwendung auf einen Hilferuf reagieren, wird er es gar nicht versuchen, so daß durch diesen Kreislauf sich selbst erfüllender Prophezeiungen eine Veränderung der mentalen Modelle sehr schwierig und nur bei sehr starken Einflüssen aus der Umgebung möglich ist (Bowlby, 1983). Bei Kindern wurde gezeigt, daß die meisten Kinder mit 6 bzw. 10 Jahren noch den gleichen Bindungsstil haben wie mit einem Jahr (Main et al, 1985; Grossmann et al., 1989; Grossmann & Grossmann, 1991). Der Bindungsstil kann sogar generationsübergreifend von der Mutter auf das Kind weitergegeben werden (Kobak & Sceery, 1988; Grossmann & Grossmann, 1991; Fremmer-Bombik, 1987). Bei älteren Kindern und Erwachsenen wird der Bindungsstil nicht über Verhaltensbeobachtungen erfaßt (spätestens mit 3 Jahren löst eine kurze Trennung von der Mutter kein Bindungsverhalten mehr aus), sondern auf der Repräsentationsebene, d.h. die mentalen Modelle werden erfragt.

Allerdings hat die aufgezeigte Stabilität bei gravierenden Umweltveränderungen (Krankheit oder Tod eines Elternteils, Scheidung der Eltern) ihre Grenzen. In einer neuen Umgebung mit neuen Bezugspersonen kann sich der Bindungsstil durchaus ändern. Kinder können auch gegenüber der Mutter einen anderen Bindungsstil aufweisen als gegenüber dem Vater (Bowlby, 1995). Bei Erwachsenen ist die Stabilität der Bindungsrepräsentationen nicht größer als die von Einstellungen zur Partnerschaft (Grau, 1994), und es zeigte sich, daß 30% der befragten Erwachsenen in einer Studie mit einer Bindungsstil-Selbstklassifikation angaben, sie hätten in ihrer letzten Beziehung einen anderen Bindungsstil gehabt (Bierhoff, Grau & Ludwig, 1993). Daher sollte der Bindungsstil als Funktion einer bestimmten Beziehung (Bowlby, 1995) betrachtet und auch spezifisch für eine bestimmte Zielperson erfaßt werden.

Bei Erwachsenen zeichnen sich sicher gebundene Personen dadurch aus, daß sie Nähe zum Partner herstellen und sich keine Sorgen machen, im Stich gelassen zu werden. Ängstlich-ambivalente wünschen sich zwar auch Nähe, befürchten aber, daß der Partner sie nicht genug liebt oder verlassen könnte. Sie sind eifersüchtig, klammernd und fordernd und nie mit dem Status der Nähe zum Partner zufrieden (Hazan & Shaver, 1987). Diese Beschreibung erinnert stark an den von Riemann (1986) beschriebenen depressiven Typ bzw. den unterlegenen Typ nach Delis & Phillips (1992). Vermeidende lassen sich gar nicht erst auf Nähe ein, sondern betonen ihre Autonomie (Hazan & Shaver, 1987). Das erinnert an den schizoiden Typ (Riemann) bzw. den Überlegenen (Delis & Phillips). Bartholomew (1990) unterteilt die vermeidenden Personen in solche, die keine Nähe wollen (gleichgültig-vermeidende), und solche, die zwar gerne Nähe hätten, aber sie aus Angst vor Enttäuschung vermeiden (ängstlich-vermeidende). Letztere wollen Nähe und haben gleichzeitig Angst davor, sie befinden sich in einem Annäherungs-Vermeidungs-Konflikt. In den Begriffen der Literatur über Autonomie und Nähe hieße das, daß sie weder mit Nähe noch mit Distanz klarkommen.

Faktorenanalysen mit Fragebögen zur Erfassung von Bindungsrepräsentationen zeigen regelmäßig eine 2-Faktorenlösung auf, wobei die Faktoren als Angst (vor Distanz) und Vermeidung (von Nähe) interpretierbar sind (Simpson, 1990; Bierhoff, Grau & Ludwig, 1993; Bartholomew & Horowitz, 1991). Grau (1994) entwickelte einen Fragebogen mit den beiden Skalen Angst und

Vermeidung für eine dimensionale Erfassung der Bindungsrepräsentationen. Eine kategoriale Erfassung ist auch möglich, indem Personen mit niedriger Ausprägung auf beiden Dimensionen als sicher klassifiziert werden, die mit einer hohen Ausprägung auf beiden Dimensionen als ängstlich-vermeidend, die mit einer hohen Angst als ängstlich-ambivalent und die mit einer hohen Vermeidung als gleichgültig-vermeidend. Abb. 1 zeigt den Zusammenhang zwischen den Dimensionen und den Bindungsstilen.

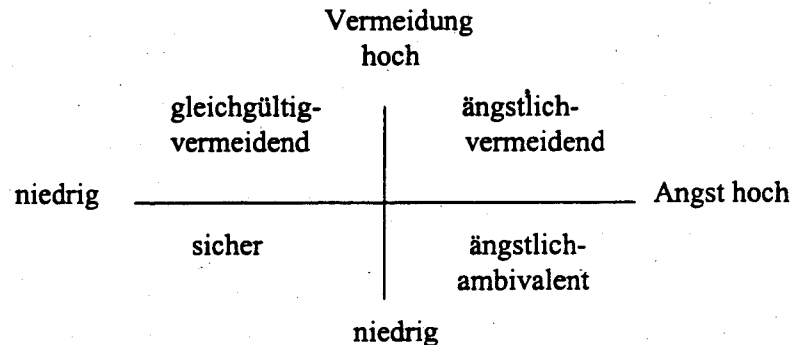


Abb. 1: Verteilung der Bindungsstile auf die Bindungsdimensionen (Grau, 1994)

Daraus läßt sich ableiten, daß die sicheren Personen das größte Maß an seelischer Gesundheit aufweisen, sie bemühen sich selbst um Nähe und fühlen sich vom Partner geliebt. Ängstlich-vermeidende bemühen sich selbst wenig um Nähe und sind gleichzeitig mißtrauisch, vom Partner abgelehnt zu werden. Sie befinden sich in der am wenigsten gesunden Situation. Ängstlich-ambivalente und gleichgültig-vermeidende zeigen ein mittleres Maß an seelischer Gesundheit. Ängstlich-ambivalente wollen mehr Nähe, als sie vom Partner zu bekommen glauben. Damit sind sie für die unterlegene Position im Sinne von Delis & Phillips (1992) prädestiniert. Sie fühlen sich zwar nicht genug geliebt, aber der gesunde Anteil ihres Verhaltens besteht darin, daß sie den Versuch, Nähe zu erlangen, nicht aufgeben. Gleichgültig-vermeidende gehen starker Nähe aus dem Weg, da ihnen zu viel Nähe unangenehm ist. Sie konzentrieren sich auf Aktivitäten außerhalb der Partnerschaft (Bartholomew, 1990). Ihnen sind ihre Nähebedürfnisse nicht bewußt, da sie aufgrund früherer Erlebnisse von Zurückweisung die Hoffnung auf Zuwendung aufgegeben haben. Ihr gesunder Anteil besteht darin, daß sie die Möglichkeit haben, durch die Betonung ihrer Autonomie ein positives Selbstwertgefühl zu entwickeln. Sie sind im Sinne von Delis & Phillips (1992) für die überlegene Position prädestiniert. Bilden ängstlich-ambivalente und gleichgültig-vermeidende Personen ein Paar, ist zu erwarten, daß der von Seiten der Tiefenpsychologen immer wieder beschriebene Nähe-Distanz-Konflikt auftritt, für den die Bindungstheorie damit eine theoretische Erklärung liefert. Ein solches Paar befindet sich zwar auf derselben Stufe der seelischen Gesundheit, agiert im Bereich Nähe-Distanz jedoch komplementär. Beide haben gegensätzliche Ängste: vor zu viel Distanz vs. vor zu viel Nähe. Bei einem solchen Paar würde der Satz gelten „Gegensätze ziehen sich an“. Der Satz „Gleich und Gleich gesellt sich gern“ sollte insofern gültig sein, als Paare mit ähnlicher seelischer Gesundheit zusammen sind, nämlich sichere mit sicheren, ängstlich-ambivalente mit gleichgültig-vermeidenden und ängstlich-vermeidende mit ängstlich-vermeidenden.

Ein Nachweis, daß solche Paarkonstellationen überzufällig häufig auftreten, sagt allerdings nichts darüber aus, ob sich die Paare mit bestimmten Bindungskonstellationen gezielt finden oder ob Prozesse in der Partnerschaft zu diesen Konstellationen führen. Die Bindungstheorie läßt beide Möglichkeiten offen. Sie geht zwar davon aus, daß die Bindungsrepräsentationen im Erwachsenenalter nicht leicht zu ändern sind, daß aber der Bindungsstil stets auch eine Funktion der aktuellen Beziehung ist (Bowlby, 1995) und daher auch durch neue Erfahrungen grundsätzlich modifizierbar ist. Die Glaubenssätze, die jeder Partner in die Beziehung mitbringt, und die Prozesse in der Partnerschaft stehen miteinander in Wechselwirkung. So ist z.B. denkbar, daß ein sicher gebundener Mensch, der mit einem vermeidenden zusammen ist, ängstlich-ambivalente Züge annimmt, da er stets auf Ablehnung stößt, oder daß ein sicherer, der mit einem ängstlich-

ambivalenten Partner eine Beziehung führt, aufgrund dessen ständigen eifersüchtigen klammern- den Verhaltens selbst beginnt, Nähe zu vermeiden. Ebenso ist denkbar, daß ein sicherer Partner einem unsicheren durch viel Geduld, vielleicht unterstützt durch therapeutische Intervention, zu mehr Sicherheit verhelfen kann. Es liegt eine Studie von Kirkpatrick & Davis (1994) vor, in der drei Bindungsstile berücksichtigt wurden. Sichere Personen waren in den meisten Fällen mit ebenfalls sicheren zusammen. Häufig wurde auch die Konstellation ängstlicher mit vermeidendem Partner gefunden, dagegen gab es kein einziges Paar, das aus zwei ängstlichen oder zwei vermei- denden Personen bestand. In der vorliegenden Studie soll der Zusammenhang der Bindungs- repräsentationen innerhalb von Paaren untersucht werden, allerdings unter Berücksichtigung von vier Bindungsstilen und mit einer dimensionalen Meßmethode.

Hypothesen

1. Ähnlichkeit: Personen mit ähnlicher seelischer Gesundheit bilden überzufällig häufig ein Paar, d.h. sichere untereinander, ängstlich-ambivalente und gleichgültig-vermeidende untereinander und ängstlich-vermeidende untereinander.
2. Komplementarität: Ängstlich-ambivalente Personen sind überzufällig häufig mit gleichgültig-vermeidenden Personen zusammen. Auf der Ebene der dimensionalen Analyse wird eine positive Korrelation des Angstscores eines Partners mit dem Vermeidungsscore des anderen Partners erwartet und eine Nullkorrelation zwischen den Angstscores beider Partner bzw. den Vermeidungsscores beider Partner.

Stichprobe

Die Studie ist eine Reanalyse der Daten von Grau (1994) und bezieht sich nur auf die Befragten, bei denen beide Partner geantwortet haben. Es handelt sich um 175 Paare, die zur Hälfte aus Studierenden verschiedener Fachrichtungen und zur anderen Hälfte aus Berufstätigen (Arbeiter, Angestellte, Beamte, Selbständige) besteht. Die Personen mit Abitur sind überrepräsentiert. Voraussetzung der Teilnahme war das Bestehen einer heterosexuellen Partnerschaft. Die Partnerschaften dauerten zwischen 2 Monaten und 36 Jahren an ($M=2,5$ Jahre). Das Alter variierte zwischen 18 und 61 Jahren ($M=28$ Jahre).

Methode

Eine gekürzte Version des Bindungsfragebogens von Grau (1994) wurde verwendet. Die Dimensionen Angst und Vermeidung werden durch je 10 Items erfaßt. Beispiele: Ich habe Angst, daß mein Partner die Beziehung zu mir abbricht. Ich bin besorgt, für meinen Partner nicht genügend wichtig zu sein (Angst). Ich habe leicht das Gefühl, daß mein Partner mich vereinnahmen will. Wenn mein Partner mir zu nahe kommt, gehe ich auf Distanz (Vermeidung). Die inneren Konsistenzen sind gut (.90 / .86). Bei einer Substichprobe wurde nach 6 Monaten die Messung wiederholt, die Stabilität ist bei der Angstskala geringer (.57) als bei der Vermeidungsskala (.74). Die Skalen korrelieren zu Null mit dem Alter und der Beziehungsdauer, Geschlechtsunterschiede treten nicht auf. Die Skalen Angst und Vermeidung sind voneinander relativ unabhängig, da sie faktorenanalytisch unter dem Aspekt der Vermeidung von Doppelladungen konstruiert wurden.

Die Items sollten auf 9-stufigen Skalen beantwortet werden. Eine kategoriale Aufteilung der Personen in die Bindungsstile wurde mit der Vorgabe durchgeführt, daß ca. 50% der Probanden ein sicherer Bindungsstil zugeordnet wird. In Studien, in denen 4 statt 3 Bindungsstile berücksichtigt werden (Bierhoff, Grau & Ludwig, 1993), liegt der Anteil sicherer Personen in Selbstklassifikationen um 50% (anstatt um 60% wie in der Untersuchung von Hazan & Shaver, 1987, mit 3 Bindungsstilen). Dieses Ziel wird erreicht, wenn die Personen mit einem Wert von kleiner oder gleich 3 in beiden Skalen als sicher klassifiziert werden. Personen mit Werten über 3 in der Angstskala werden als ängstlich-ambivalent, solche mit einem Wert über 3 in der Vermeidungsskala als gleichgültig-vermeidend und solche mit einem Wert über 3 in beiden Skalen als ängstlich-vermeidend klassifiziert.

Ergebnisse

Tabelle 1 zeigt die Häufigkeiten der Paarkonstellationen. Männlicher und weiblicher Bindungsstil hängen hochsignifikant zusammen. Die Häufigkeiten, die erheblich größer sind als die bei Unabhängigkeit erwarteten, sind die Kombination sicher - sicher, die Kombination ängstlich-ambivalent - gleichgültig-vermeidend und die Kombination zweier ängstlich-vermeidender Partner. Das bestätigt einerseits, daß Paare mit gleicher seelischer Gesundheit (hoch, mittel, niedrig) überzufällig häufig vorkommen, andererseits daß auf der Ebene mittlerer Gesundheit Komplementarität herrscht: ängstlich-ambivalente und gleichgültig-vermeidende sind meist nicht mit Personen des gleichen, sondern des anderen Bindungsstils zusammen. Sechszwanzig komplementäre Paare stehen 8 gleichen Paaren gegenüber.

Tabelle 1: Zusammenhang der Bindungsstile innerhalb der Paare

	F - sicher	F - ängstlich-ambivalent	F - gleichgültig-vermeidend	F - ängstlich-vermeidend	SUMME
M - sicher	60 (42)	9 (16)	11 (15)	3 (11)	83
M - ängstlich-ambivalent	10 (15)	4 (6)	11 (5)	4 (4)	29
M - gleichgültig-vermeidend	13 (19)	15 (7)	4 (7)	6 (5)	38
M - ängstlich-vermeidend	5 (13)	5 (5)	5 (4)	10 (3)	25
SUMME	88	33	31	23	175

Anm.: In Klammern die bei Unabhängigkeit erwarteten Häufigkeiten, M=Mann, F=Frau
Pearson $\chi^2(9)=56.2$, $p<.001$

Tabelle 2 zeigt die Korrelationen zwischen den Angst- und Vermeidungsscores der Männer und Frauen. Die beiden Skalen Angst und Vermeidung sind relativ unabhängig mit Korrelationen um $r=.20$, ähnlich niedrige Korrelationen bestehen zwischen männlicher und weiblicher Angst und männlicher und weiblicher Vermeidung. Zusammenhänge über $r=.50$ bestehen jedoch zwischen der Angst des einen Partners, verlassen zu werden, und der Vermeidung von Nähe des anderen Partners. Das deutet auf die Komplementarität des Nähe-Distanz-Konflikts hin: je stärker eine Person Angst vor Distanz hat, desto mehr vermeidet der Partner Nähe, und je mehr eine Person Nähe vermeidet, desto mehr hat der Partner Angst vor Distanz. Auffällig ist jedoch auch, daß alle Korrelationen positiv sind. Dieser Aspekt der Ähnlichkeit bedeutet: Je unsicherer gebunden der eine Partner ist, desto unsicherer ist ebenfalls der andere. „Echte“ Komplementarität würde negative Korrelationen auf einer Dimension erwarten lassen, z.B. je ängstlicher der eine Partner ist, desto weniger ängstlich ist der andere. Dies ist nicht der Fall.

Tabelle 2: Korrelationen der Angst- und Vermeidungsskalen beider Partner

	M - Vermeidung	F - Angst	F - Vermeidung
M - Angst	.21 **	.19 *	.57 ***
M - Vermeidung		.51 ***	.23 **
F - Angst			.16 *

Anm.: *: $p<.05$, **: $p<.01$, ***: $p<.001$; M=Mann, F=Frau

Mittels einer hierarchischen loglinearen Analyse kann gezeigt werden, daß eine Vernachlässigung aller weiteren Zusammenhänge außer der Angst-Vermeidungs-Komplementarität zwischen den Partnern mit den Daten vereinbar ist. Dazu werden die Skalen an dem Skalenpunkt 3 dichotomisiert, d.h. die Personen in hoch und niedrig Ängstliche und in hoch und niedrig

Vermeidende eingeteilt. Tabelle 3 zeigt, welche Effekte signifikant sind. Die vier Haupteffekte sagen lediglich aus, daß es weniger hoch-ängstliche als niedrig-ängstliche und weniger hoch-vermeidende als niedrig-vermeidende Personen gibt, dies ist eine Folge der Aufteilungsprozedur, die mit der Vorgabe durchgeführt wurde, daß die Häufigkeiten der Bindungsstile mit vergleichbaren Studien übereinstimmen. Weiterhin sind die erwarteten Wechselwirkungen signifikant: die Angst der Frau und die Vermeidung des Mannes sowie die Angst des Mannes und die Vermeidung der Frau. Ein Modell, das nur diese beiden Effekte berücksichtigt, führt zu einer guten Anpassung an die Daten mit einer Likelihood ratio $\chi^2(9) = 9.25$; $p = .415$. Alle weiteren Zusammenhänge können vernachlässigt werden.

Tabelle 3: Ergebnisse der loglinearen Analyse

Effekt	Chi ² (1)	p
M-Angst * M-Verm. * F-Angst * F-Verm.	.50	.48
M-Angst * M-Verm. * F-Verm.	.04	.85
M-Angst * F-Angst * F-Verm.	.03	.87
M-Verm. * F-Angst * F-Verm.	.05	.83
M-Angst * M-Verm. * F-Angst	.71	.40
M-Angst * F-Verm.	18.78	.00
M-Verm. * F-Verm.	.68	.41
M-Angst * M-Verm.	.68	.41
F-Angst * F-Verm.	.87	.35
M-Angst * F-Angst	.87	.35
M-Verm. * F-Angst	25.11	.00
F-Verm.	26.32	.00
M-Angst	26.32	.00
M-Verm.	13.91	.00
F-Angst	23.20	.00

Anm.: M=Mann, F=Frau, Verm.=Vermeidung

Diskussion

Ausgangspunkt war die Überlegung, ob sich gleiche oder gegensätzliche Paare anziehen. Die Daten bejahen beide Aussagen. Paare gleichen sich nicht immer im Bindungsstil, aber in der Bindungssicherheit. Sehr sichere Personen bilden häufig ein Paar, sehr unsichere ebenfalls. Sind Personen jedoch unsicher, tritt überzufällig oft die Kombination eines ängstlichen mit einem vermeidenden Partner auf. Seltener, als bei Unabhängigkeit der männlichen und weiblichen Bindungsrepräsentationen zu erwarten wäre, treten die Kombinationen ängstlich-ängstlich bzw. vermeidend-vermeidend auf. Diese Kombinationen gleich Null zu setzen, führt zu einem Modell, das mit den Daten gut vereinbar ist. Damit erfahren beide Hypothesen Unterstützung. Die Bindungstheorie liefert eine Erklärung für das Auftreten von Nähe-Distanz-Konflikten in Partnerschaften. Sind Personen aufgrund früherer Erfahrungen unsicher gebunden, suchen sie bevorzugt einen ebenfalls unsicheren Partner (oder verunsichern ihn im Laufe der Beziehung) und befinden sich in einer Situation, die Nähe-Distanz-Konflikte wahrscheinlich macht. Diese Ergebnisse unterstützen die Annahme, daß Komplementarität in Partnerschaften vorwiegend bei problembelasteten Personen auftritt, und zeigen gleichzeitig, daß auch in sozialpsychologischen Studien mit großen unselektierten Stichproben der Nachweis von Komplementarität möglich ist und dieser Nachweis nicht nur in Einzelfall-Besprechungen zu führen ist.

Unklar bleibt, ob sich die ängstlichen und vermeidenden Partner von vornherein bevorzugt anziehen, wie Riemann (1986) es mit den depressiven und schizoiden Personen beschreibt (dort wird der gleiche Grundkonflikt behandelt), oder ob Prozesse in der Partnerschaft diese Polarisierung hervorbringen, wie es Delis & Phillips (1992) mit dem Beispiel der lebensgeschichtlichen Ursachen für einen Nähe-Distanz-Konflikt darlegen. Die Tatsache, daß die

Bindungsskalen zu Null mit der Beziehungsdauer korrelieren, kann diese Frage nicht beantworten. Interessant ist jedoch die Betrachtung der Stabilität beider Skalen über die Zeit und die Generalität über verschiedene Zielpersonen. Die Vermeidungsskala ist über 6 Monate wesentlich stabiler als die Angstskaala, sie ist auch stabil über verschiedene Zielpersonen hinweg und ändert sich auch nicht, wenn man Personen vor und nach einer Trennung befragt (Grau, 1994). Nach einer Trennung behalten Personen ihr Ausmaß an Vermeidung bei, das sie schon vorher hatten. Anders sieht es mit der Angst aus: Diese Bindungsrepräsentation ist offenbar erheblich stärker vom aktuellen Verhalten des Partners abhängig als die Vermeidung. Sie ist zeitlich weniger stabil, über verschiedene Zielpersonen hinweg weniger generell, und der Mittelwert sinkt erheblich nach einer vollzogenen Trennung im Vergleich zu dem Zeitraum vor der Trennung (Grau, 1994). Dies ist leicht nachvollziehbar, warum sollte jemand nach einer Trennung noch Angst vor Trennung haben?

Die Angstskaala enthält mehr Beurteilungen darüber, ob man sich vom Partner geliebt fühlt, die Vermeidungsskala behandelt das eigene Verhalten, auch das erklärt die höhere Stabilität des *Verhaltens* Vermeidung gegenüber dem *Gefühl* der Angst. Bei Kindern bedeutet Vermeidung eine höhere Stufe des Mißtrauens (vgl. Hospitalismus) als Angst. Vermeidende Kinder und Erwachsene versuchen nicht mehr, Nähe in Beziehungen zu erleben, und setzen sich damit nicht der Möglichkeit einer Revision der Bindungsrepräsentation aus. Ängstliche dagegen versuchen es immer wieder, beobachten fortgesetzt die Reaktion der Bindungsperson und fordern Liebesbeweise ein. Das macht die Angst in beide Richtungen beeinflusbarer: Personen können durch das Verhalten des Partners in ihrer Angst bestärkt oder - im Gegenteil - beruhigt werden. Kurz gesagt: Vermeidend ist man selbst, für die Angst vor Distanz braucht man einen anderen. Um der eingangs gestellten Frage - gezielte Partnerwahl oder Entwicklung der Komplementarität während der Beziehung - näher zu kommen, ist zu vermuten, daß zumindest vermeidende Personen nicht erst während der Beziehung vermeidend werden, sondern gleich zu Beginn ihre Grenzen der Nähe abstecken.

Vermeidende Männer sind konsequent: Sie heiraten seltener, bekommen seltener Kinder und ziehen seltener mit ihrer Freundin in eine gemeinsame Wohnung als wenig vermeidende Männer. Diese Zusammenhänge gibt es bei Frauen nicht (Grau, 1994). Für Frauen, die versuchen wollen, „den Panzer zu knacken“, stellt das eine Herausforderung und eine Quelle von Leidenschaft dar. Die Vermeidung des Mannes korreliert positiv mit der Leidenschaft der Frau (Grau, 1996); diesen „Vorteil“ besitzen vermeidende Frauen nicht. Ein weiterer Grund, warum Paare in dieser nachgewiesenermaßen sehr unglücklichen Beziehung verharren (Kirkpatrick & Davis, 1994), liegt darin, daß ein vermeidender Mann von seiner ängstlichen Partnerin bekommen kann, was immer er sich wünscht. Er ist *equitytheoretisch* betrachtet im Vorteil (Grau, 1996). Die Psychoanalyse liefert eine weitere Erklärung für das Verharren in einer unsicheren Partnerschaft: Man versucht - ohne Erfolg - Probleme, die aus der Kindheit stammen, in der Partnerschaft wieder aufleben zu lassen und endlich zu lösen. Man versucht, den Partner zu verändern, ein hoffnungsloses Unterfangen (Scarf, 1989). Außerdem bekommt ein ängstlicher Partner vom vermeidenden genau das, was er erwartet, nämlich Zurückweisung, und ein vermeidender bekommt vom ängstlichen Partner ebenfalls, was er erwartet, nämlich das Nicht-Respektieren von Grenzen. Somit muß beiden nicht einmal auffallen, daß sie sich in einer „festgefahrenen“ Beziehung befinden.

Es soll noch einmal darauf hingewiesen werden, daß die Komplementarität nicht in dem Sinne einer negativen Intra-Paar-Korrelation in einer Dimension aufgezeigt wurde, sondern im Sinne einer positiven Korrelation zwischen zwei Dimensionen. Das liegt daran, daß die beiden Skalen Angst und Vermeidung logisch und empirisch voneinander unabhängig sind. Im Prinzip kann eine Person Probleme mit Nähe, mit Distanz oder mit beidem haben. Ob der nachgewiesene Zusammenhang in den *Bindungsrepräsentationen* beider Partner zu echtem komplementärem Verhalten (negative Intra-Paar-Korrelation) in den *alltäglichen Konflikten* führt, soll in weiteren Studien untersucht werden.

Literatur

- Ainsworth, M.D.S., Blehar, M.S., Waters, S. & Wall, S. (1978). *Patterns of attachment: A psychological study of the strange situation*. Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum.
- Antill, J.K. (1983). Sex role complementarity versus similarity in married couples. *Journal of Personality and Social Psychology*, 45, 145-155.
- Bartholomew, K. (1990). Avoidance of intimacy: An attachment perspective. *Journal of Social and Personal Relationships*, 7, 147-178.
- Bartholomew, K. & Horowitz, L.M. (1991). Attachment styles among young adults: A test of a four-category model. *Journal of Personality and Social Psychology*, 61, 226-244.
- Berrenberg, J.L., Canjar, M.A., Klein, S.A. & Bugosh, B.B. (1987). Maintenance of type A behavior: Support for a type-similarity hypothesis. *Psychological Reports*, 61, 771-774.
- Bierhoff, H.W., Grau, I. & Ludwig, A. (1993). Enge Beziehungen. Unveröffentlichter DFG-Projektbericht.
- Bowlby, J. (1969/1975). *Bindung*. Frankfurt: Fischer.
- Bowlby, J. (1973/1976). *Trennung*. Frankfurt: Fischer.
- Bowlby, J. (1980/1983). *Verlust, Trauer und Depression*. Frankfurt: Fischer.
- Bowlby, J. (1995). Bindung: Historische Wurzeln, theoretische Konzepte und klinische Relevanz. In G. Spangler & P. Zimmermann (eds.). *Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Burleson, B.R. & Denton, W.H. (1992). A new look at similarity and attraction in marriage: Similarities in social-cognitive and communication skills as predictors of attraction and satisfaction. *Communication Monographs*, 59, 268-287.
- Byrne, D. (1971). *The attraction paradigm*. New York: Academic Press.
- Byrne, D. & Nelson, D. (1965). Attraction as a linear function of proportion of positive reinforcements. *Journal of Personality and Social Psychology*, 1, 659-663.
- Cash, T.F. & Derlega, V.J. (1978). The matching hypothesis: Physical attractiveness among same-sexed friends. *Journal of Personality and Social Psychology Bulletin*, 4, 240-243.
- Condon, J.W. & Crano, W.D. (1988). Inferred evaluation and the relation between attitude similarity and interpersonal attraction. *Journal of Personality and Social Psychology*, 54, 789-797.
- D'Agostino, J.V. & Day, S.K. (1991). Gender-role orientation and preference for an intimate partner. *Psychological Record*, 41, 321-328.
- Davis, D. (1981). Implications for interaction versus effectance as mediators of the similarity-attraction relationship. *Journal of Experimental and Social Psychology*, 17, 96-116.
- Delis, D.C. & Phillips, C. (1992). *Ich lieb' Dich nicht, wenn Du mich liebst. Nähe und Distanz in Liebesbeziehungen*. 2. Auflage. Düsseldorf: ECON Verlag.
- Fremmer-Bombik, E. (1987). Beobachtungen zur Beziehungsqualität im zweiten Lebensjahr und ihre Bedeutung im Lichte mütterlicher Kindheitserinnerungen. Dissertation, Regensburg.
- Grau, I. (1994). Entwicklung und Validierung eines Inventars zur Erfassung von Bindungsstilen in Paarbeziehungen. Unveröffentlichte Dissertation, Universität Marburg.
- Grau, I. (1996). Bindungsstile und Beziehungsqualität. Poster auf dem 40. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in München vom 22.-26. 9. 1996
- Griffitt, W. & Veitch, R. (1974). Preacquaintance attitude similarity and attraction revisited: Ten days in a fall-out shelter. *Sociometry*, 37, 163-173.

- Grossmann, K.E., August, P., Fremmer-Bombik, E., Friedl, A., Grossmann, K., Scheuerer-Englisch, H., Spangler, G., Stephan, C. & Suess, G. (1989). Die Bindungstheorie: Modell und entwicklungspsychologische Forschung. In H. Keller (Hrsg.), *Handbuch der Kleinkindforschung* (S. 31-55). Berlin: Springer.
- Grossmann, K.E. & Grossmann, K. (1991). Attachment quality as an organizer of emotional and behavioral responses in a longitudinal perspective. In C.M. Parkes, J. Stevenson-Hinde & P. Marris (Hrsg.), *Attachment across the life cycle* (S. 93-114). London: Tavistock.
- Hassebrauck, M. (1990). Über den Zusammenhang der Ähnlichkeit von Attitüden, Interessen und Persönlichkeitsmerkmalen und der Qualität heterosexueller Paarbeziehungen. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 21, 265-273.
- Hazan, C. & Shaver, P. (1987). Romantic love conceptualized as an attachment process. *Journal of Personality and Social Psychology*, 52, 511-524.
- Johnson, M.A. (1989). Variables associated with friendship in an adult population. *Journal of Social Psychology*, 129, 379-390.
- Kandel, D.B. (1978). Similarity in real-life adolescent friendship pairs. *Journal of Personality and Social Psychology*, 36, 305-312.
- Kirkpatrick, L.A. & Davis, K.E. (1994). Attachment style, gender, and relationship stability: A longitudinal analysis. *Journal of Personality and Social Psychology*, 66, 502-512.
- Kobak, R.R. & Sceery, A. (1988). Attachment in late adolescence: Working models, affect regulation, and representations of self and others. *Child Development*, 59, 135-146.
- LaPrelle, L., Hoyle, R.H., Insko, C.A. & Bernthal, P. (1990). Interpersonal attraction and descriptions of the traits of others: Ideal similarity, self similarity, and liking. *Journal of Research in Personality*, 24, 216-240.
- Main, M., Kaplan, N. & Cassidy, J. (1985). Security in infancy, childhood, and adulthood: A move to the level of representation. In I. Bretherston & E. Waters (Hrsg.), *Growing points of attachment theory and research. Monographs of the Society for Research in Child Development*, 50, 66-104.
- Mathes, E.W. & Moore, C.L. (1985). Reik's complementarity theory of romantic love. *Journal of Social Psychology*, 125, 321-327.
- McCutcheon, L.E. (1988). Sex roles and interpersonal attraction for opposite-sex persons. *Psychological Records*, 38, 527-532.
- Mikula, G. & Stroebe, W. (1991). Theorien und Determinanten zwischenmenschlicher Anziehung. In M. Amelang, H.J. Ahrens & H.W. Bierhoff (Hrsg.), *Attraktion und Liebe. Formen und Grundlagen partnerschaftlicher Beziehungen* (S. 61-104). Göttingen: Hogrefe.
- Murstein, B.I. (1972). Physical attraction and marital choice. *Journal of Personality and Social Psychology*, 29, 447-451.
- Neimeyer, R.A. & Neimeyer, G.J. (1983). Structural similarity in the acquaintance process. *Journal of Social and Clinical Psychology*, 1, 146-154.
- Porwal, N.K. & Jain, R.K. (1985). Attitudinal similarity as factor of interpersonal attraction. *Indian Psychological Review*, 28, 24-29.
- Price, R.A. & Vandenberg, S.G. (1979). Matching for physical attractiveness in married couples. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 5, 398-399.
- Riemann, F. (1986). *Grundformen der Angst*. München: Ernst Reinhardt Verlag.
- Rosenbaum, M.E. (1986a). The repulsion hypothesis: On the nondevelopment of relationships. *Journal of Personality and Social Psychology*, 51, 1156-1166.

- Rosenbaum, M.E. (1986b). Comment on a proposed two-stage theory of relationship formation: First, repulsion; then, attraction. *Journal of Personality and Social Psychology*, 51, 1171-1172.
- Scarf, M. (1989). *Autonomie und Nähe. Grundkonflikte in der Partnerschaft*. 5. Aufl. München: Heyne.
- Seyfried, B.A. & Hendrick, C. (1973). When do opposites attract? When they are opposite sex and sex role attitudes. *Journal of Personality and Social Psychology*, 25, 15-20.
- Simpson, J.A. (1990). Influence of attachment styles on romantic relationships. *Journal of Personality and Social Psychology*, 59, 971-980.
- Suman, H.C. & Sethi, A.S. (1985). Interpersonal attraction as a function of proportional similarity in personality. *Journal of Psychological Researches*, 29, 141-148.
- Vinacke, W.E., Shannon, K., Palazzo, V., Balsavage, L. & Cooney, P. (1988). Similarity and complementarity in intimate couples. *Genetic, Social, and General Psychology Monographs*, 114, 51-76.
- White, G.L. (1980). Physical attractiveness and courtship progress. *Journal of Personality and Social Psychology*, 39, 660-668.
- Willi, J. (1975). *Die Zweierbeziehung. Spannungsursachen. Störungsmuster. Klärungsprozesse. Lösungsmodelle*. Reinbek: Rowohlt.
- Winch, R.F. (1958). *Mate selection*. New York: Harper & Brothers.

Bielefelder Arbeiten zur Sozialpsychologie

Psychologische Forschungsberichte, herausgegeben von Hans D. Mummendey,
Universität Bielefeld, Postfach 100131, 33501 Bielefeld
(pro Heft DM 2,50)

- Nr.162 R.Mielke: Einstellungsverfügbarkeit und Verhaltenswirksamkeit: I. Theorie (5/92)
- Nr.163 H.D.Mummendey: Eine Skala zum deutschen Nationalstolz (8/92)
- Nr.164 R.Mielke: Wertvortstellungen männlicher und weiblicher jugendlicher Sportler (11/92)
- Nr.165 R.Mielke, S.Eifler: Stereotype über Ost- und Westdeutsche in Ost und West: Wer hat die höhere Mauer im Kopf? (2/93)
- Nr.166 H.D.Mummendey, S.Eifler: Adressatenspezifische Selbstdarstellung: anonym, öffentlich, in der Gruppe (5/93)
- Nr.167 H.D.Mummendey, S.Eifler: Eine neue Skala zur Messung Sozialer Erwünschtheit (8/93)
- Nr.168 R.Mielke: A Study of Values Emerging in Soccer and Tennis Playing (11/93)
- Nr.169 R.Niketta, E.Volke: Lebensstile von Rockmusikern (2/94)
- Nr.170 H.D.Mummendey, S.Eifler: Ein Fragebogen zur Erfassung "positiver" Selbstdarstellung (Impression-Management-Skala) (5/94)
- Nr.171 J.Doll, R.Mielke & M.Mentz: Formen und Veränderungen wechselseitiger ost-west-deutscher Stereotypisierungen zwischen 1990 und 1992 (8/94)
- Nr.172 H.D.Mummendey: Differentielle Psychologie der Selbstdarstellung (11/94)
- Nr.173 R.Mielke: Der Bildungsgrad und die Einstellung gegenüber Ausländern (2/95)
- Nr.174 S.Bahlke, R.Mielke: Struktur und Präferenzen fundamentaler Werte bei jungen Sportlern und nicht sporttreibenden Jugendlichen (5/95)
- Nr.175 R.Mielke, H.D.Mummendey: Wenn Normen zu sehr wirken - Ausländerfeindlichkeit, Bildungsgrad und soziale Erwünschtheit (8/95)
- Nr.176 B.Leuschner, P.Bengsch, J.Krüger, G.Schneider & K.Ziebell: Der Einfluß von Rechtfertigung auf Ärger und Unzufriedenheit von Studenten - Eine Replikation des Experiments von Folger, Rosenfield & Robinson (1983) (11/95)
- Nr.177 U.Hentschel: Aktualgenetische Psychophysiologie im Spiegel des post-positivistischen Relevanzparadigmas (2/96) (Jubiläumsnummer zum zwanzigjährigen Bestehen der BAZS)
- Nr.178 T.Witkowski, J.Stiensmeier-Pelster: Performance Deficits Following Failure: Learned Helplessness or Self-Esteem Protection? (5/96)
- Nr.179 H.D.Mummendey: Dimensionen selbstschädigenden Verhaltens (8/96)
- Nr.180 S.Eifler: Dimensionen gesundheitsrelevanten Verhaltens (11/96)
- Nr.181 R.Mielke: Multidimensional models of acculturation attitudes (2/97)
- Nr.182 I.Grau: Ähnlichkeit oder Komplementarität in der Partnerschaft - wer mit wem? (5/97)